

Giekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.
Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Vergy, Vergy!“ stieß er hervor. „Wir werden den Prozeß verlieren.“

Sie versenkte sich in ihre Arbeit, als kümmere sie das nicht.

„Dieser Schuft, dieser Southriffe hat ... hat gegen mich ausgesagt heute.“

Die Nadel hüpfte emsig auf und nieder.

Er schob widerwillig den Teller mit dem Weizenbrot zurück.

„Und das rühret dich nicht?“

Die dunklen Augen ruhten für eine Sekunde auf ihm. Sie zuckte mit den Achseln.

Seine Stirnaber schwoh an. Er schleuderte wild den Stuhl hinter sich.

„Du sagst kein Wort?“

Starr blickte sie ihn an. Aus ihren Lippen wich die letzte Note.

„Was soll ich denn sagen?“ höhnte er. „Was soll ich denn sagen? Ja, ist denn die ganze Welt gegen mich verbündet? Feinde draußen! Feinde im Heim!“

Er röchelte.

Dann ging er auf sie zu und faßte sie an ihrer schlaff niederhängenden linken Hand.

„Vergy,“ bat er, „Vergy, kannst du mir denn nie verzeihen? Du mußt mir helfen, hörst du, du mußt mir jetzt helfen. Ich brauche dich! Ich brauche dich! ... Herr Gott im Himmel, ich muß einen Menschen jetzt haben! ... Du bist ein Weib, bist mehr, bist mein Weib, die Gefährtin meiner Not! ... Mußt du denn nicht, was auf dem Spiele steht? Es sind nicht die zwanzig, dreißig Pfund, die der Prozeß kostet ... es ist mehr, es ist ... nicht auszudenken ist es ... Ich bin zu Tode gemartert ... erdroßelt bin ich, erdroßelt von diesen Hunden!“

Er sank erschöpft auf den Stuhl zu ihrer Linken.

Ihre großen Augen füllten sich mit Tränen ... Da hörte sie aus der Küche ein Wimmern, die Stimme ihres Kindes, ... und ihre Augen wurden hart wie Stahl ... Sie entzog ihm ihre Hand.

„Du weißt, was zwischen uns steht!“ hauchte sie und ließ ihn allein.

... Sie hatte ... kein Mitleid mit ihm. Sie konnte nicht vergessen ... „Du weißt, was zwischen uns steht!“ Gleich glühendem Eisen bohrte sich das in sein Hirn. Ja, er wußte ... freilich wußte er ... und hätte er's je vergessen, das klägliche Wimmern seines Kindes hätte es ihm in die Erinnerung zurückgerufen, das Wimmern des unschuldigen Opfers.

Es wirkte ihm in der Kehle.

Und wieder stand das Bild vor seinem geistigen Auge ... Es war ein später Herbstabend wie dieser. Er war nach Hause gekommen und hatte das dicke Paket vom Ambra-theater vorgefunden. Sie hatten ihm sein Stück zurückgeschickt. Er war niedergedrückt, gleichwohl nicht zerschmettert. Seine Frau war zu ihm getreten, hatte seinen Kopf in ihre beiden Hände genommen und ihn zu trösten gewußt. ... Und plötzlich, wie unter einer Eingebung, war sie hinausgeeil, in ihre Winterjacke geschlüpft und hatte ihm nur zugerufen:

„Ich bin gleich wieder da!“

Während hatte er das Paket mit dem Dramenmanuskript zur Erde geworfen. Die Blätter flogen wirr über den Teppich. Er ärgerte sich über seine Frau. Wie konnte sie ihn in dieser Schicksalsstunde verlassen? Nein, ... und seine Gedanken hatten die Tochter des Zeitungsleiters gesucht, ... nein, Lady Edith hätte das nie getan. Dazu empfand die Tochter Lord Southriffes zu fein ...

Ja, ja, so dachte er damals ... Es gab eine Zeit, da er so töricht war.

... Und dann hatte er das Fürchterliche gesehen. Das spielende Kind, das die Blätter vom Boden aufgehoben und eines nach dem andern, eines nach dem andern, sein ganzes Werk, die Arbeit vieler Nächte, vieler Monate, in das loderbende Feuer im Ofen geschoben.

Einen gurgelnden Schrei hatte er ausgestoßen und war auf den Kleinen zugestürzt, hatte ihn zurückgerissen. ...

Zu spät. Kaum zehn Seiten von den hundertzwanzig konnte er retten. ...

Eine breite Welle Blutes war in sein Hirn geströmt. Er hatte den Kopf des Kleinen Wesens zwischen seine rohen Fäuste genommen und, ohne des mörderischen Geschreis zu achten, unter wahnwitzigen Beschimpfungen gegen die Kacheln des Ofens gestoßen, in sinnloser Wut, wieder und wieder, bis das Kind nur noch leise stöhnte und schließlich ein Blutsturz, der aus Mund und Nase brach, auch dem Stöhnen ein Ziel setzte. ...

Dann war eisige Besinnung über ihn gekommen.

Leblos lag der Kleine am Boden.

Er ... er hatte sein Kind gemordet.

Behutsam hob er den winzigen Körper auf und bettete ihn auf den Divan.

Er beugte sich über das kleine Herz. Es schlug noch.

Er rannte in die Küche und holte ein feuchtes Tuch. Sorgfältig reinigte er das blasse Gesichtchen von den Spuren des Blutes.

Da klingelte es draußen.

Seine Frau kam zurück. Froh und guter Dinge.

„Siehst du?“ plauderte sie lachend. „Da hatte ich zu Christmäs ein paar Schilling für dich gepart. Sollte eine Ueberraschung werden. Aber ich denke, für dein seelisches Gleichgewicht wird heute eine Flasche Tokayer vonnöten sein. — Hier! Sieh her!“

Und sie schwang triumphierend die Flasche mit dem Ungarwein.

Sie sah nicht, wie schmerzlich, wie qualvoll diese Worte der Liebe in diesem Augenblick für ihn waren. Und seine Kehle brachte keinen Laut hervor.

Erst sein Schweigen ließ sie stutzig werden.

„Nun,“ scherzte sie, „nicht einmal einen Kuß gibst du mir? — Aber was ist dir? Um Gotteswillen, was ist geschehen? Du . . . du blutest ja und hier —“ sie waren in die Küche getreten — „dies blutige Tuch . . .?“

Da endlich hatte er rauh die Worte hervorgepreßt:

„Nein! Ich . . . ich blute nicht. Tommy ist . . . ich habe . . . Tommy hat mein Drama verbrannt, und ich habe ihn geschlagen.“

Mit einem fast tierischen Aufschrei, in dem alle Mmungen des Schreckens widerzitterten, war sie ins Zimmer gestürzt, wo der Kleine noch immer schwer atmend lag. Er wollte ihr beifällig sein und den Knaben zu Bett bringen. Aber schützend hatte sie den Leib vor den Kleinen geschoben. Zornblühend drohten ihre Augen.

„Rühr ihn nicht an, du! Du, Teufel, du!“

Der Knabe war dank ihrer pflegenden Aufopferung genesen, aber von Stunde an schwachsinmig geblieben. Er hatte die Sprache verloren, lastete meist unverständliches Zeug und lachte ein bödes Narrenlachen. Nur, wenn er seinen Vater sah, wachte die Erinnerung in ihm auf, und er begann zu wimmern, ja zu zetern, wenn man ihn nicht schleunigst aus dessen Nähe brachte. —

Und dabei liebte James Atterley den kleinen Tommy. Es hatte keinen glücklicheren Vater gegeben als ihn. In einem wahren Freudentaumel hatte er gelebt, als der Kleine zur Welt gekommen war, und wie dann der Verstand allgemach erwachte . . . Als der zahlose Säuglingsmund sich zum ersten Male zum Lachen verzog . . . Als die halbvergeffenen trauten Bilder tauchten auf. Wie manch kostbare Stunde der Arbeit hatte er für ein Lächeln seines Kindes geopfert! Auf allen Bieren war er durchs Zimmer mit dem Kleinen gekrochen und hatte Pferdchen und Reiter mit ihm gespielt. Wie der Kleine gejauchzt, wenn er auf dem breiten Rücken seines Vaters hoppelte durch die Stube ritt!

Und nun . . . ?

Nein, er hatte sein Kind nicht gemordet, nicht gemorbet.

Es lebte, das Denkmal seiner Wut und Schande lebte!

Was er getan, war schlimmer als Nord gewesen. . .

Mit Geierschnäbeln fraß die Neue an seinem Herzen . . .

Und damit war das Maß seiner Schuld nicht ausgeschöpft. Es stand noch mehr zwischen ihnen.

War er nicht entflohen vor dem schwachsinnigen Kinde, entflohen vor der stummen Anklage der großen dunklen Frauenaugen? Hatte er nicht bei Lady Edith Trost gesucht?

Er begriff das alles heute nicht mehr. Wie war es möglich, daß dieses seelenlose Geschöpf, dieser Vampyrmund, der nur nach den Küssen des unglücklichen und verkannten Dichters lachte, ihm ein feineres Verstehen seiner leidenden Seele vorgaukeln konnte? War sie wirklich ganz seelenlos? War nicht ein Glimmen des göttlichen Funken auch bei ihr zu verspüren? War das alles nur Sinnestäuschung, wenn sie ihm Trostsworte spendet und Hilfe zugesagt? Hatte sie ihn nur umgarnen wollen, um die paar Rüsse ekstatischer Leidenschaft zu erhaschen und ihn hernach zum willenlosen Werkzeug ihrer Laune zu erniedrigen? Und was fesselte ihn heute noch an sie? Was drängte, trieb, stieß ihn in ihre Gewalt? War's Liebe? War es der Haß des Betrogenen und Selbstbetrügers? — Sein Verstand versagte dem Rätsel gegenüber.

Er drehte die Gaslampe aus und begab sich ins Nebenzimmer. Dort im Dunkeln ließ er sich in der Schreibtisch-ecke nieder und grübelte weiter.

Nicht frei kommen können aus den Banden des verführerischen Weibes! Nicht freikommen können! Immer und immer eine Wiederholung jener Stunde höchster Leidenschaft herbeisehnen, da seine Lippen auf ihren Lippen geruht! Wissend und sehend vom Wege ab zum Sumpfe schreiten! . . . Ja, sie war die echte Tochter des Zeitungskönigs. Sie verbrauchte Menschen, gleich ihrem Vater: Wie andere Blumen von den Wiesen pflücken und sie später achtlos auf den Gehricht werfen, so pflückte jene — Menschen und Wesen sie auf dem Gehricht verdorren, verenden.

Urpöblich sah er klar.

Der Lord Southcliffe wünschte nicht, daß er hochkam, der wollte ihn klein und geduckt. Er hatte ihn zum Spielen

verleitet, um ihn in seine Gewalt zu bekommen, er hatte ihn zu sich ins Haus geladen, um ihn dem eigenen Heim zu entfremden, — er hatte ihm die Stelle in der Zeitung gegeben, um ihn zum Sklaven herabzuschrauben.

Und er, — er hatte seiner Frau vorgeredet, er müsse diesen reichen Deuten gefällig sein, um wirtschaftlich vorteilhafter gestellt zu werden; wenn er öfter bei dem Zeitungskönig als Gast erscheine, werde er Nutzen haben . . . Und dabei hatten jene ihn ausgenützt, sein Würdgrat in tausend Stücke gebrochen, seinen Knochen das Mark entzogen und ihm für zwölf Pfund im Monat seine Freiheit abgefeilscht.

Das alles sah James Atterley mit einem Male erschreckend klar, und ein ekles Gefühl stieg ihm vom Schlunde in die Kehle herauf. Ein namenloser Haß gegen die ganze Menschheit zerkwählte sein Inneres, er hätte sie alle ohrfeigen, ihnen die Schande ins Gesicht schleudern, sie anspeien, markern mögen.

— Ihn fröstelte. Er lehnte sich an den Ofen, um seinen erstarrten Adern etwas Wärme einzulößen.

Doch der Ofen war kalt. Er schien seit Tagen, vielleicht seit Wochen nicht geheizt zu sein. Freilich, — die Kohlen waren teuer. Man mußte froh sein jetzt im Kriege, wenn man ein Zimmer beheizen konnte.

Und dann auch wozu dies Zimmer heizen? Seit jenem Abend, da er sein Kind zum geistigen Krüppel geschlagen, hatte er keine zehn Stunden mehr in seinem Arbeitszimmer geessen. Er fand nicht den Mut, er fand die Sammlung nicht zu einer größeren Arbeit. Immer und immer sah er sich selbst, den vor Wut geifernden Mann, der das arme, unschuldige Wesen, das sich nicht wehren konnte, mit dem Kopf gegen die harten Ofenbacken stieß.

Mit ehernen Geierschnäbeln fraß die Neue an seinem Herzen. . .

Er trat zum Schreibtisch zurück und steckte die Petroleumlampe an. Das gab doch wenigstens etwas Wärme. Richtig, da lag ja noch der Brief.

„Dringend! Eilt sehr!“ war auf den Umschlag gestempelt.

Er riß ihn neugierig auf und nahm verwundert ein gedrucktes Schreiben heraus, einen Werbebrief von Lord Derby, der noch immer sein Heer von drei Millionen „Freiwilliger“ nicht zusammengetrommelt hatte.

Hysterisch lachte er auf und warf das Schreiben zertrümmelt in den Papierkorb. — Dann nahm er vom Kleiderständer im Vorraum seinen Wintermantel, warf ihn sich als wärmende Decke über die Knie, breitete einen Quartbogen über die Schreibunterlage und begann zu schreiben.

Einen Brief an Lord Southcliffe.

Er dachte dabei nicht in entferntesten daran, diesen Brief abzuschicken. Aber er hatte die Gewohnheit, wenigstens in einem nicht abgeschickten Brief jedem, der ihn gekränkt hatte, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Er verneinte, das seiner Gesundheit schuldig zu sein, indem er den infolge der Kränkung erhöhten Mutandrang nach dem Gehirn wieder in friedlichere Bahnen ablenkte. Er hatte schon Duzende solcher Briefe geschrieben, ohne daß die darin angeredeten Personen davon auch nur eine Ahnung erhalten hätten. . .

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Bapaume.

Von Kurt Kichler.

Es war im August der Sommerschlacht 1916. Bapaume, das unsere ungestüm drängenden Truppen im ersten Schwung des neuen Vormarsches wieder zurückgenommen haben, war noch fest in unserer Hand. Ein paar Kilometer weiter südlich wühlte seit Wochen die Schlacht. Tag und Nacht fielen Granaten in die zerstörtesten Straßen der Stadt. Damals erlebte ich in Bapaume eine Nacht, die unvergänglich in meiner Erinnerung steht; die wie Traum war und unwirkliches Geschehen.

Ich ritt um Mitternacht von einem Bahnhof aus über Straßen und Wege der picardischen Ebene und suchte ein Dorf, in dem man mir Quartier angewiesen hatte. Es war eine blaß erhellte, warme Nacht. Die Mondsichel hing weiß im fahlblauen Himmel, und die Sterne blühten matt und ohne Kraft. Wie schwere Mauern standen die Heden an den schwach leuchtenden Sandwegen. In der Ferne unterm Horizont war ein schwaches, weißes Mägen, das fahrig und geisterhaft, wie ein rasches Wetterleuchten, über den Himmel wischte. Aus diesem seltsamen Hufchen des Lichtes kam zuweilen ein dunkles und dumpfes Holtern und Rollen . . . Leuchtraketen und Scheinwerfer der Front und das ferne Donnern der deutschen und der französischen Kanonen.

Ich ließ die Bügel hängen und das Pferd in Schritt gehen und verlor mich an die Stimmung dieser Sommernacht. Mit einem Male wurde ich gewahrt, daß ich den Weg verloren hatte. Ich hielt mein Pferd an und spähte und stülzte in die Schattentüfel hinein, die vor mir hingebreitet lag. Aber ich fand mich nicht zurecht. Das verworrene Geräusch der Front war stärker geworden, ich hörte manchmal den reißenden Einbruch einzelner Granaten und das dumpfe Krachen schwerer Mörser. Ich erkannte, daß ich auf einer Landstraße war. Bappeln schnitten riesenhaft ins Dunkel, zerbrochene Häuser standen am Wege. Aus verwüsten Gärten, die blaß im Mondlicht lagen, strömte, vermischt mit Geruch von Schutt und Brand, ein schwüler, Duft von Jasmin. Ich ritt weiter, die Häuser mehrten sich, wurden zur Straße, und mit einem Male war ich auf dem blaß erhellten, totenstillen Markt einer kleinen Stadt. Jedoch die Häuser, die den Markt umgaben, waren verwüstet; aus schwarzen Fensterhöhlen wehte es eiskalt her. Nur ein kleines, zierliches Rathaus mit spitzem Turm und schön geformter Arkadengalerie, alles unendlich erkennbar im Dunkel der Nacht, und ein ragendes Standbild, das sich reglos aus der Debe des Marktes emporhob, schienen unverfehrt. Da wußte ich, daß ich in Bapaume war.

Ich ritt eine Straße hinab, die wieder ins Freie zu führen schien. Die Straße war trostlos zerföhren. Zerfallene Dächer, zerfallene Wände, Dachsparren, die wie schwarze Geipensierarme kriechend in die Luft ragten, zerbrochene Strahlenarmen, Schuttrichter im Straßenpflaster. Manömal sah man ein Haus, das wie unter dem Hausschlag eines Riesens zusammengebrochen schien. Das auseinandergeprengte Dachwerk und die zerfetzten Fußböden hingen 2 Stockwerk tief in das verwüstete und verödete Innere.

Da sah ich hart am Ausgang der Straße Lichter in einem kleinen, noch unzerstörten Hause. Das Licht kam aus einem sorgsam abgeblenden Fenster im ersten Stockwerk, ganz dünn, ganz schwach. „Da ist ein Mensch noch“, dachte ich, „ein deutscher Offizier; oder ein zurückgebliebener Einwohner vielleicht, der dir den rechten Weg zeigen kann.“

Ich stieg ab, band das Pferd an einen Laternenpfahl und ging ins Haus. Mit meiner Taschenlampe leuchtete ich den schmalen Flur ab, dann erließ ich eine feste, knarrende Treppe und kam zu einer Tür, unter der ein blasser Lichtschimmer war. Auf der Tür klebte eine Karte und darauf stand der Name: Jean-Baptiste Blérancourt.

Ich klopfte. Ein Stuhl wurde drinnen gerückt, Haseln von Papier wurde hörbar, Schritte schlurften über den Boden, die Tür wurde vorsichtig aufgemacht, und ich sah einen alten Mann, der eine bremende Kerze emporhob und mit ruhiger, dunkelblöndiger Stimme fragte: „Wer ist da . . . was wünschen Sie?“ Ich wollte antworten, da kam ein Windstrom aus der offenen Haustür und löschte das Licht. Wir standen in der Finsternis.

„Warten Sie, ich will Licht machen“, sagte der Alte und ging mit schleppenden Schritten ins Zimmer zurück. Ich folgte ihm in die Dunkelheit, hörte, wie er zwischen raschelnden Papieren herum suchte, bis er Streichhölzer fand. Bald brannte die Kerze wieder und das gelbe Licht schwankte durchs Zimmer. Die Stube war dürftig ausgestattet. Ein Bett mit braunen Decken, ein Schrank ohne Tür, der mit Büchern vollgepfropft war, ein alter Sessel mit hoher, goldgerahmter Lehne und unalter, abgenutzter und zerföhener Brotsackelbedeckung, und ein breiter Tisch, auf dem beschriebenes Papier, leere Blätter und Bücher im weißen Durcheinander lagen, das war alles. Der einzige Schmuck des Zimmers war eine verstaubte Glasbüchse auf dem Schrank, die einen Kranz von verwelkten Lorbeer trug. Der Alte stand aufrecht neben dem Tisch und fragte ruhig, mit einer schönen Stimme, die nichts Greisenhaftes an sich hatte, nach meinen Wünschen.

Während ich sprach und mich nach der Richtung meines Weges erkundigte, sah ich ihn mit Staunen an. Die Haltung des Mannes war edel und ganz auf Ruhe und Gelassenheit gestimmt. Er hatte ein bartloses, gut gezeichnetes Greisen Gesicht mit ausdrucksvollen Falten um den Mund und auf der Stirn. Nur die Augen, die unter buschigen, weißen Brauen lagen, waren matt und müd. Das silberweiße Haar, das im Gelendte der Kerze wie Mondlicht schimmerte, hing ihm fast bis auf die Schultern. Er trug einen eigentümlichen, langen, schwarzen Mantel, eine Art Schlafrock, der etwas Talarartiges hatte, etwa den mittelalterlichen deutschen Gelehrtenmänteln gleich. Aus den weiten Ärmeln kamen schmale, blasse Hände, von denen die eine zusammengeballt auf dem Tisch ruhte. „Das Dorf, das Sie suchen“, entgegnete er auf meine Frage, „liegt an dieser Straße. Sie brauchen nur geradeaus zu gehen, es ist das erste Dorf, das Sie erreichen.“ Ich hörte diese Worte kaum, so sehr fesselte mich der Anblick des alten Mannes, der unmittelbar der Verwüstungen dieser Stadt lebte. Jeden Tag und jede Stunde konnte sein kleines Haus von den weittragenden Geschüßen der Franzosen zermalmt werden. Eine innere Bewegung, die wie ein Zwang war, trieb mich, ihn anzusprechen. Er sah mich groß an und es schien ein wenig Licht in seine alten Augen zu kommen. „Warum sollte ich dieses Haus verlassen“, sagte er mit einem mehrwüdtigen Lächeln, das die Falten um seinen Mund glättete. „Dieses Haus wird nicht getroffen und stürzt nicht zusammen ohne den Willen Gottes!“

Ich wußte nicht recht, was ich entgegnen sollte. Gegen den

frommen Glauben eines Kindes gibt es keinen Einwand. Schließlich fragte ich: „Müssen Sie denn hierbleiben . . . in der Gefahr?“ Der Alte blickte mich forschend an, dann nickte er und sagte in aller Ruhe: „Ja . . . ich muß hierbleiben, weil ich nirgends anders arbeiten kann als in diesem Hause, in dem ich über 50 Jahre lang lebe!“

„Und was arbeiten Sie, wenn ich danach fragen darf?“ Mit einem leuchtenden Lächeln wies er auf den Tisch: „Sehen Sie doch hin! Ich schreibe . . . schreibe . . .“

Ich betrachtete die Blätter, die auf dem Tisch lagen. Sie waren alle bedeckt mit einer feinen, krausen Handschrift, lauter rhythmische kurze Zeilen. „Verse?“ fragte ich erannt. „Sie sind Dichter?“ Da schen keine Gestalt ins Majestätische zu wachsen, seine Lippen zuckten. Er hob mit einer unmaßnahmlchen Bewegung des Stolzes die Hand, und sagte jede Silbe betonend: „Ich bin Jean-Baptiste Blérancourt!“

Ich sah ihn betroffen an. Ein unbehagliches Gefühl überkam mich. Diese Augen waren die Augen eines Freen. Ich nahm ein Blatt vom Tisch und versuchte zu lesen. Was ich in der Hand hielt, war ein Stück eines langen Gedichtes in Alexandrinern, im klassischen Versmaß der großen Dichter französischer Vergangenheit, eine schwilltge und unedle Anbachtung der erhabenen Mutter Natur, der süßen Freuden des Frühlings und der glühenden Leidenschaft des Sommers und dazu melancholische Gedanken über die Vergänglichkeit und wortreiche Phantasien und Phrasen über die Verkürzung im Ewigen . . . Worte und Klänge, die weitab lagen von dem donnernden und schrecklichen Wüten der erbarmungslosen Zeit, die mich im Witternacht in die Stube eines alten, zerföhren Dichters geführt hatten.

Es war eine Weile still im Zimmer. Jemandwo zernagte eine tickende Uhr die Zeit zu Staub. Die Kerzenflamme kuckerte leise am Docht. Von draußen kam dumpf und drohend das wühende Geräusch der Ferne, in der sich Menschen auf Tod und Leben bekämpfen. Mein Pferd schnarte mit seinen Hufen das Pflaster der Straße. Ich wollte mich zum Gehen wenden, doch fast ohne das ich es wollte, kam die Frage über meine Lippen: „Wie ist es nur möglich, daß Sie solche Verse machen können, wo der Krieg ihr Haus umbrandet, wo Ihr Volk in furchtbaren Kämpfen steht?“

Der alte Poet lächelte verloren. Sein Blick war schon wieder ohne Klang, und ging träumend in den leeren Raum. „Was ist“, sagte er mit seiner dunklen, fast priesterlichen Stimme, „was ist nach zehntausend Jahren dieser Krieg? Was ist ewiger, die Kriege des Arztes . . . oder die Werke Somers?“ Und meine Gegenwart völlig vergessend, griff er nach einem Blatt und fing an, seine Verse zu lesen, ganz leise, ganz verloren im Rhythmus des alexandrinischen Versmaßes ständierend. Seine alten Lippen regten sich kaum.

Da ging ich. Die Tür fiel ins Schloß, die Treppe knarrte, draußen hand mein Pferd am Laternenpfahl, ein Granatrichter lag im Straßenpflaster wie ein Mondkrater, aus zerföhrenen Häusern bebte der Atem des Grauens, durch die Lüfte zogen schwere Gerüche von Brand und Blumen, ich hörte die harten Abschlisse der deutschen Mörser und sah die farbigen Dächer der Front, die wie bleiche Geisterhände über den fahlen Himmel griffen.

Ich ritt an hohen Bappeln vorbei meinen Ziel entgegen. Die rechte Hand griff in den Bügel, in der Linken hielt ich noch immer das Blatt, auf dem der alte Poet, der weder Mümentisch war noch Franzose, der für die Zeit nach zehntausend Jahren lebte und dessen Seele die Gewitterschauer einer von schrecklichen Wehen heimgesuchten Erde nicht erschütterter hatten, seine Hymnen an den Frühling und an den Sommer niederschrieb. Da begriff ich, daß der Alte die zerföhrene und gehobene Stadt nicht verlassen konnte. Der Poet gehörte in die tote, vom Leisengeruch verbrannter Häuser und verweltender Blumen durchwehte Stadt.

Die Welle der Franzosen brauste über Bapaume. Nun sind die Linien wieder über die arme Stadt hingebbrandet. Wo blieb Jean-Baptiste Blérancourt?

Iwan.

Von Lena Christ.

Bayerische Jäger hatten ihn bei Lud gefangen, und er wurde dem Krottenbauern von Meiserling statt eines Nechts überlassen. Er hieß eigentlich Iwan Tischinow und besaß irgendwo weit hinten in seinem Vaterland ein kleines Bauerngut, das aber seit dem Tag, an welchem Iwan von seinem Väterchen Jar in den Krieg geholt wurde, einsam und verwaist stand.

Iwan war ein stiller Mensch und kein schlacker Arbeiter; der Wackstrosen hatte wenig an ihm zu tadeln, und die Krottenbäuerin auch nicht; höchstens, daß er manchmal fürchterlich stuchte: auf den Krieg — auf Väterchen Jar, — auf sich selber und auf die ganze Welt.

Da konnte sich die Alte wohl bekreuzen und sagen: „Wer Iwan! Iwan! böß! Kinunsi in d' Höll zum Taise!“

Doch der Kuhl lachte und meinte: „D mo! Watt! Nix böß! Nix Höll! Iwan gut!“

Ja, er war sonst wirklich ein guter Kerl, der lange, hagere Barsche mit seinem kruppigen Strohhüffel und den wasserblauen Augen; aber er hatte doch einen großen Fehler; er war verliebt in die einzige Tochter der Krottenbäuerin, in die Barbara.

Und infolge dieser Liebe tat er vieles, was ihm mehr Label als Lob eintrug; bei seinen mitgefängenen Kameraden, bei der alten Krottermutter und nicht zuletzt bei Barbara selber.

Wenn der Ruski oft mitten in der Feldarbeit innehielt und die schwarze Dien unangefasst anstarrte — schrie eine Bierstunde lang — und zuletzt „Warinka! O, Warinka!“ seufzte, da wurde die Krotterwaben ganz wild.

„Was steht denn scho wieder und gaffst mi o wie a heitigs Bild!“ rief sie; „mir hat di do net zum Schangn außsato, sondern zum Arbatn!“

Dies letzte Wort „arbatn“ verstand er von der ganzen Predigt am besten, der Russe.

Und er lachte, zeigte seine breiten Zähne und meinte: „O! Zwann gutt arbeiten! Warinka siße Zuckerheerz — moi Braut weißliches, — Zwann arbeitet fier Warinka — Braut mir. Wenn Krieg gawoiva — fertig, Zwann wird heitiges Mann, Warinka — meiniges Frau — Warinka, wann wird Krieg fertig? Heite? Morgen? — Nicht fertig? — O Safermant, Deiff, Deiff!“

Und dann arbeitet er wie ein Wilder, so daß ihn seine Kameraden einen verrückten Troop schalten und sich in ihrer Muttersprache bitter beklagen, daß Zwan so viel werke und schaffe — für diese Feinde, diese Bauern, — dieiz Deutschen.

Noch Zwan machte bloß eine wegwerfende Handbewegung zu ihnen hin und tat, als hörte er dies alles nicht.

Und so gingen die Tage und Wochen hin, und Zwan war immer fester entschlossen, nach diesem Krieg ein Deutscher zu werden, die Krotterwaben zu heiraten und mit ihr den Hof zu übernehmen.

Die Waben aber merkte bald, daß die Liebe den Russen zu einem tüchtigen, guten und billigen Bauernknecht gemacht hat, daß Zwan für sie alles tat, — und sie begann, ihr Benehmen danach einzurichten.

Sie schalt nun nicht mehr so, wenn er sie anstarrte, sondern lächelte und sagte: „Zi scho recht, Zwan. Dua nur schee arbat'n, nachher bist brav!“

„O! Zwan brav! — Warinka brav! Siße Zuckerheerz meiniges Warinka!“

O, er verstand und sprach schon recht gut deutsch, der Ruski. Und er wußte allerhand hübsche Dinge zu machen, die ein Mädchenherz erfreuen.

Als Barbara einmal über die große Hitze jammerte und sich mit einer Zeitung ein wenig Luft zusäfelte, du wußte Zwan sogleich etwas; er holte Späne und ein Messer und fertige ihr einen gar zierlichen Holzfächer, den er mit etlichen Farbhölzern auch noch sehr reich bemalte.

Ein anderes Mal klagte die Waben über ihre Holzspantosel, daß sie so schwer und unhandlich wären: — drei Tage später stand Zwan vor ihr, — verlegen lächelnd, — mit einem Paar selbstgemachter Holzschuhe, die gar nicht mehr drückten und auch nicht schwer waren. Und er malte ihr da, wo die Ferse auf den Schuh tritt, ein flammend rotes Herz und rund herum auf russisch die Worte: „Zwans Herz zu Warinkas Füßen.“

So kam der Winter heran, und mit ihm der Barbaratag, der Namenstag unserer Krotterwaben.

Am diesem Tag war Zwan wie im Fieber; er kam ganz erregt zur alten Krotterin, bat sie in einem langen Kladderwelsch, daß sie die Stubentür zuschließen mücht, damit die Waben nicht eber hineinkünnte, als bis er verschiedenes drinnen gerichtet hätte.

Und als endlich die Waben vom Mellen aus dem Stall kam, schelend über den saulen Russen, der noch nicht einmal den Kößen das Gefott gerichtet hätte, da stand Zwan vor ihr, bemüht wie ein gebrüllter Hund, wurde bald rot, bald blaß und murmelte: „Warinka! Mit schumpfen! Heite gutte Tag — Warinkatag! — Mitkommen!“

Die Waben sah ihn verständnislos an: da zog er sie hinein in die Stube, wies mit der Hand nach dem Tisch und schlich darnach an die Tür. Die Barbara aber war ganz starr vor Staunen und Bewunderung, denn da standen leichtlich ein Duzend Vögel, alle zierlich geschminkt aus feinen Spänen, mit weitgepreizten Flügeln, der eine mit einem hohen Schwof, der andere mit zwei mächtigen Radischwänzen — wieder einer mit vier Flügeln und einem hohen Fußgestell, und sonst noch allerhand Arten.

Und der Ruski lehnte immer noch an der Tür und wartete. Und suchte nach Worten, ihr das Rechte für diesen Tag zu sagen; denn er wollte ihr heute einen ordentlichen Heiratsantrag machen. Aber da trat der Wachtposten ins Haus.

„Zwan, was mücht? Tuast heite nix arbeiten?“

Und im selben Augenblick drehte sich auch die Waben nach ihm um und sagte: „Zwan, a Gfott schneiden, a Gfott für die Käsh!“

Da mußte er seine Rede schon auf eine bessere Stunde verschieben; und er ging nachdenklich und nicht ganz zufrieden mit sich und den andern an sein Tagewerk.

Nicht lange danach feierte man die Weihnacht im Krotterhof und wieder nicht gar zu lange darauf abermals ein Fest.

Da mußte Zwan schöne Tannenzweige holen, Kränze binden, die Köffer büfsten und das Baumzeug putzen, die Küsse waschen und den Hof aufräumen.

Und dann kam die Krotterwaben ganz in Seide und Samt

gewandelt, — mit einem grünen Kranz im Haar und einem weissen Schleier darüber, — die Stiege herab und lief in die ausgeputzte Stube, wo schon allerhand Männer und Weibskente saßen. Und endlich erschien einer, mit Kosmarin geschmückt, — ein Soldat, — der Bernreiter Simon! — der Wachtposten! —

„Zwan! O! Ross aufa — einpamma!“

Der Russe hörte kaum. Wie ein Betrunkener stierte er verständnislos vor sich hin. Und da er von ungefähr die alte Krottermutter im Festtagsstaat antrifft, murmelt er die Frage: „Zi das Hochzeit, Mat?“

Hochzeit! Jawohl, eine gar lustige Hochzeit! Denn der Krotterhof hat einen jungen Bauern.

Mittags, nach dem Mahle, sitzen alle, das Brautpaar und die Gäste, lachend und scherzend beieinander; der Ohsenbub schlägt die Biber, der alte Besenbindermarkt traktiert die Harmonika und die Krottermutter hocht zufrieden auf dem Kanapce und läßt den Kopf in einem leichten Schlaf bald hin, bald wieder sinken, da fällt dem Hochzeiter etwas ein.

„Waberl,“ sagt er, „was moanst, wenn ma jehz unsern G'fangenen a an jeden a Glasl Wei' gaben — oder a Stampel Schnaps? — Denn sie san ja schuld, daß i di kriagt hab!“

Freilich wohl! Die Gefangenen! Der neue Posten geht, sie zu holen.

Über sie kommen nicht alle — Zwan fehlt.

„Was? Der Zwan? — Wo is denn der?“

Die Hochzeiterin meint: „Er werd halt im Stall sein beim Vieh.“ Und so denkt man nicht weiter an ihn. Bis plötzlich die Stubentür aufgeht — und einer sich hereindrückt — alschahl im Gesicht, — die Augen blutunterlaufen — ein kleines Schnitzmesser in der geballten Faust.

Sabala! Hund — blutiges!“

Mit einem Sprung ist er am Tisch, — hebt den Arm zum Stoß . . . Und läßt ihn langsam wieder sinken.

Denn da sitzt der Hochzeiter ganz ruhig, hat sein Auge fest und meisternd auf den Russen gerichtet, wie auf ein Raubtier, — und sagt ganz langsam: „Na, Zwan! Gute Schnaps? — Gute Watta, he? . . .?“ Und reicht dem Russen lächelnd eine Flasche Schnaps.

Und Zwan?

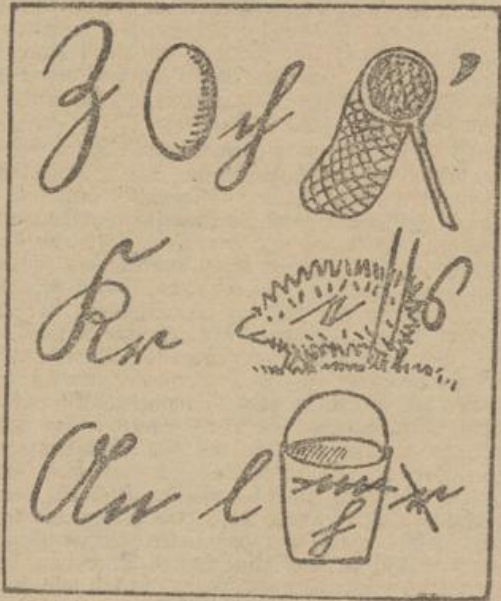
Der fällt in sich zusammen, nimmt die Flasche und kstleicht wie ein verprügelter Hund hin zur Ohsenbank.

Und indes sich langsam einer um den andern von seinem starren Schreden erholt, wipelt sich der Russe verstoßen mit dem Kermel über die Augen und murmelt: „O, Zwan! Dummes Ruski!“ — und trinkt

Wühertisch.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 14: Die Weltlage, von Germanicus; Neue politische Ziele?, von Leopold von Wiese; Tirpitz, von Johannes Fischart; Claude Debussy, von Oscar Vie; Der Sohn, von S. J.; Zwei Gefänge gegen den Tod, von Paul Jech; Die Nachtigall von Wittenberg, von Alfred Polgar; Der Hofmeister, von Egon Friedell; Auf die Weltbühne, von Theobald Tiger; Ma. von Vorarius; Antworten.

Rästel.



Auflösung des Rästels in voriger Nummer: Zeichnet Kriegsanleihe.